

Citation style

Sommerlechner, Andrea: Rezension über: Dirk Multrus, Armuts- und Fremddarstellungen. Deutungshorizonte, Wirklichkeitsorientierungen und historische Hintergründe in der Chronik des franziskanischen Mönches Johannes von Winterthur, Trier: Kliomedia, 2011, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 120 (2012), 2, S. 444-447, DOI: 10.15463/rec.1189721794

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

wird angenommen, dass nur wenige deutsche Siedler dorthin kamen – auf Grund der Zahl der Parzellen auf dem Haupttring ca. 23 bis 36 Leute. Man unterschätzt jedoch nicht nur die Zahl der Familienmitglieder, sondern auch die der *familiares* bzw. der Dienerschaft. Viel wichtigere Indizien sind die Präsenz von Predigern in slowakischer Sprache (z. B. in Schemnitz seit 1475) oder explizite Erwähnungen von „nationalen“ Spannungen (z. B. in Sillein/Žilina sollte laut königlichem Mandat bereits 1381 der Stadtrat paritätisch von Deutschen und Slowaken gebildet werden). Die Namen sind aber kein eindeutiges ethnisches Indiz (z. B. Ž. Lysá behauptet, dass Leute mit Beinamen *Pehem* Tschechen gewesen wären, was nicht stimmen muss – besonders wenn sie Vornamen wie *Nikl* oder *Hans* tragen). Typisch für die Autoren ist auch, dass sie den Mongoleneinfall (1241–1242) immer noch als „Tartareneinfall“ bezeichnen (S. 14, 117, 165 usw.). Wie in den meisten ungarischen Arbeiten schildert diesen auch das Lexikon als demographische Katastrophe. Dies findet man auch in Texten über Pressburg, von dem aber explizit erwähnt wird, dass es nicht eingenommen wurde (vielleicht wurde es von den Mongolen überhaupt nicht belagert). Die Autoren konnten auch kleine Irrtümer nicht vermeiden, etwa dass die Einträge im Stadtbuch von Schemnitz/Banská Štiavnica (nach 1364) die ältesten deutschsprachigen Texte aus der Slowakei seien (S. 66, ähnlich S. 122). In Wirklichkeit kommen deutsche Urkunden bei Pressburgern bereits in den 1320er Jahren vor.

Die Synthese zeigt, dass die mittelalterlichen Städte in der Slowakei (wie auch in Ungarn, Rumänien und Kleinpolen) unter anderen Umständen als jene westlich der Karpaten entstanden sind. Die Siedler waren im östlichen Europa begehrt und deshalb wurden ihre Gemeinden vom Anfang an privilegiert. Sie mussten sich ihre autonomen Rechte nicht von ihrem Herrn erkämpfen und genossen oft umfangreichere Freiheiten als die westlichen Orte. Die Hauptgründungen (Transformationen der alten Suburbien in mittelalterliche Städte) kann man in das 13. Jahrhundert datieren. Die Geschworenen werden meistens ca. eine Generation nach dem ersten (von der Gemeinde frei gewählten) Stadtrichter erwähnt. Eine wichtige Position innerhalb des Stadtrats besaßen am Anfang die *comites* (nobilisierte *hospites*, viele mit Kriegspotential). Die Anfänge der städtischen Diplomatie kann man auf die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts datieren (die älteste, noch vereinzelte Urkunde kommt 1275 aus Schemnitz/Banská Štiavnica). Am Anfang beurkundeten für die Stadt und Bürger die so genannten glaubwürdigen Orte, ungefähr ab dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts begannen die Stadtverwaltungen selbst ihre eigenen Notare zu beschäftigen. Um diese Zeit entstanden am Rande der Siedlungen oder in Vororten auch städtische Spitäler und Bäder, bei Pfarrkirchen die ältesten Stadtschulen. Die Krise des Bergbaus kam in die slowakischen Berge erst ca. zwei Generationen später als in die Alpen.

Insgesamt ist das Werk ein guter Einstieg in die Geschichte einiger wichtiger mittelalterlicher Städte des Königreichs Ungarn. Es bleibt zu hoffen, dass sich auch in anderen Nachbarländern Teams bilden, um ähnliche Nachschlagewerke zu publizieren.

Bratislava

Juraj Šedivý

Dirk MULTRUS, Armuts- und Fremddarstellungen. Deutungshorizonte, Wirklichkeitsorientierungen und historische Hintergründe in der Chronik des franziskanischen Mönches Johannes von Winterthur. (Trierer Historische Forschungen 67.) Klio-media, Trier 2011. 332 S.

Arme und Verarmte, Fremde und Ausgegrenzte bevölkern die Chronik des Franziskaners Johannes von Winterthur, eine mit Exempeln und Mirabilien durchsetzte Welt-, Reichs-, Papst-, Ordens- und Landschaftsgeschichte, die bis 1348 reicht und am Vorabend der großen Pestepidemie, wohl mit dem Tod des Verfassers, abbricht. Die Auseinandersetzung mit der Chronik eines Zeitzeugen von Naturkatastrophen, Teuerungen und Hungersnöten, vom Unfrieden in Kirche und Reich, der darüber hinaus über das Informationsnetzwerk seines Ordens

verfügt, unter den Aspekten „Armut“ und „Fremdheit“ könnte zweifelsohne ein lohnendes Unterfangen sein.

Dirk Multrus steckt einleitend sein Untersuchungsfeld hinsichtlich Begrifflichkeit und Forschungsstand, dann konkret hinsichtlich des Chronisten Johannes von Winterthur und seiner Zeit („die Rahmenbedingungen der Werkgenese“) ab und widmet sich daraufhin den beiden Themenkomplexen „Armut“ – als Einzel- und Massenphänomen – und „Fremdheit“, worunter Geldleiher, Andersgläubige (= Juden), Beginen und Ketzler subsumiert sind, anhand exemplarischer Passagen bei Johannes von Winterthur (den er in Humanistenmanier „Vitoduran“ nennt), die jeweils von Einführungen zum Thema und von breitgefächerten Vergleichsbeispielen und Assoziationen begleitet werden. Zum Thema „Armut“ wählt der Autor insbesondere die Episode vom Vater, der aus Not seinen Sohn bestiehlt, worauf ihn dieser gerichtlich verfolgt und eigenhändig hinrichtet; eine weitere Episode von Hungerdiebstahl und Nachbarschaftshilfe; die Episode vom Schiffer, der die nach Ungarn emigrierenden Hungernden in der Donau ertränkt (Resonanz eines „rigiden Ausschlussmodells“ ortsfremder Armer bei einer Nahrungsmittelknappheit, S. 130); die Verbrennung der Armen im Kornspeicher durch Graf Eberhard von Württemberg; eine Reihe von sehr kruden Schilderungen der Leiden der Hungernden und den Wandel des Bischofs von Konstanz, Nikolaus von Fürstenfeld, vom habgierigen Prälaten zum Wohltäter und wahrhaftigen *pater pauperum*. Unter „Fremdheit“ finden sich: eine Geschichte von Lindauer Wucherern, denen durch den Zuzug eines Juden, der einen fairen Zinssatz verlangt, das Handwerk gelegt wird (jüdischer Wucher dient hier als Folie für das Urteil über die Christen); die Geschichte vom Bischof von Augsburg, der die Stadt Memmingen mit dem Interdikt belegt, bis die Einwohner einem jüdischen Wucherer ihre Schulden bezahlt haben (die Episode richtet sich primär gegen den Bischof); Pogrome und Ritualmord- und Hostienfrevelgeschichten (hier vermisst man in der Sekundärliteratur, die vielfach bei Trachtenberg und Browe stehenbleibt, die Arbeiten von Miri Rubin), insbesondere die Pogromwelle um „König Armleder“ 1336–1338; die Verfolgung der den Bettelorden verbundenen Beginen durch den Weltklerus auf der Basis der von diesem missgedeuteten päpstlichen Konstitution *Cum de quibusdam mulieribus*; und diverse Ketzlerprozesse mit dem Fokus auf den Blasphemien und Ausschweifungen der Häretiker.

Dirk Multrus sieht die Hauptaufgabe seiner Arbeit darin, mithilfe der Chronik des Johannes von Winterthur „die Bedingungen, die Reichweite und den Differenzierungsgrad der Zuschreibungen von Armut und Fremdheit am Vorabend der Pest aufzuzeigen“, wobei „besonderes Gewicht auf signifikante Zusammenhänge und Verknüpfungen mit sozialen Realitäten, literarischen Mustern, auslegungsbedürftigen Lehrmeinungen und höheren Wahrheiten gelegt“ werden soll (S. 27). – Hier wird es auch schon problematisch, denn Multrus verknüpft über lange Strecken seines Buchs aus weitestem zeitlichen und thematischen Rahmen, ohne sich um eine Kontextualisierung, vor allem auch ohne sich um die Zusammenhänge innerhalb des chronikalischen Textes zu kümmern; das heißt: Er überlässt sich eher seinen eigenen Assoziationen und geht nicht denjenigen des Chronisten nach.

Wie allerdings soll man überhaupt an ein solches Unterfangen herangehen, wenn man nicht Armut und Fremdheit in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts – nach einem Ansatz, der aus der Mode gekommen ist – „im Spiegel“ einer Quelle und auch nicht das Weltbild und den historiographischen *modus operandi* des einzelnen Chronisten anhand der Themen Armut und Fremdheit darstellen will, sondern Armut und Fremdheit und eine Quelle, zwei quasi gleichwertige Komponenten in einem diffizilen Gleichgewicht?

Wo es um die Grundlegung für die Arbeit geht: „Armut“ und „Fremdheit“ lassen sich – dies belegt auch die Einleitung – nicht wirklich einfangen, nicht einmal mit den Begriffspaaren Inklusion und Exklusion und Identität und Alterität; hier kann man sich nur annähern. Mehr kann man nach Lektüre der Chronik zu Johannes von Winterthur sagen. Der Chronist ist als Franziskaner dem Armutsideal verpflichtet (die franziskanische Armut ist für ihn „schlechthin-

nige Kategorie seiner Wirklichkeitswahrnehmung“ (S. 39), versteht und deutet Geschichte als Heilsgeschichte und untersucht die von ihm miterlebten Krisen und Katastrophen auf Zeichen eines Endzeit-Szenariums. Dies sind Vorgaben, kein Fazit. Man könnte fragen, wie ein Chronist, der solcherart ausgerüstet ist, Arme und Fremde, Hunger und Verfolgung gestaltet, welche Vorlagen er verwendet und für wen er schreibt. Dies tut Multus allerdings nicht.

Die Frage nach der Authentizität der erzählten Episoden, beispielsweise, ist nicht wirklich weiterführend: „Angesichts der aufgeheizten (gemeint wahrscheinlich: aufgeheizten) Pogromstimmung erfordert es ein gehöriges Grundvertrauen in den Autor ... [die Geschichte vom Interdikt über Memmingen] als authentisch anzusehen“ (S. 212) – „Grundvertrauen“ in einen Chronisten ist allemal der falsche Zugang zur Quelle. Die Frage nach den Absichten des Chronisten darf gestellt werden, aber dass dieser seine Ketzergeschichten verfasst hätte, um ein Feindbild am Leben zu erhalten („Die Aufgabe Vitodurans bestand folglich darin, die sektierischen Abtrünnigen aus ihren finsternen Schlupfwinkeln herauszuziehen, um das abgeschlossene Feindbild ... immer wieder von neuem glaubhaft zu verifizieren“, S. 282), ist im günstigsten Fall eine kühne Behauptung. Vor jedem Interpretationsversuch sollte vor allem auch die Arbeitsweise Johannes' von Winterthur berücksichtigt werden: Bildlich und sprachlich schöpft er, wie das Gros der mittelalterlichen Chronisten, aus der Vulgata. Das heißt jedoch nicht, dass jedes Zitat bedeutungsvoll sein muss. Die Bibel liefert auch einfach Textbausteine. Dass „der religiöse Sprachduktus [*cor unum et anima una* aus Apg 4, 32] unverhohlene Sympathie für das Wüten der einfältigen, aber rohen und unverständigen Leute“, die das Gefolge von „rex Armleder“ ausmachen, „verrät“ (S. 230), ist unwahrscheinlich; die ganze Episode ist von Kritik an Führern und Volk geprägt, und in ein Zitat gefasst ist das abschließende Urteil über das Unternehmen: *ad nihilum redactum est ut aqua decurrens* (Ps 57, 8). Ebenso wenig zeugt die Verwendung des Wortes *diluvium* für katastrophale Regenfälle von einem „allegorischen Geschichtsverständnis“ (S. 48); und was bitte sind „biblische Interpretationsmaßstäbe“ (S. 130)?

Auch das – zugegebenermaßen eigenwillige – Latein des Chronisten verdient eine sorgfältigere Übersetzung: Wenn, beispielsweise, die aufgrund des Interdikts emigrierten Kleriker allerorten ihre „singenden“ Amtskollegen so sehr verleumden, *ut ipsorum communio ... execrabilis haberetur*, heißt das nicht, „dass man ihnen die Gemeinschaft ... schwer zur Last legte“ (S. 40f.); *obsecrationes* sind keine Fürbitten (S. 53); *ex invidia* heißt nicht „durch Haß“ (S. 238); wenn ein Christ den Juden eine Hostie verkauft, *ut ludibrio, quo vellent, haberent*, geht es um den Willen der Juden, nicht den des Verkäufers (S. 215); und dass der *vir mirabilis* Eberhard von Württemberg zum „wunderlichen Mann“ wird, erheitert.

Der Autor geht auch mit der deutschen Sprache eher nachlässig um: er verwendet die Begriffe „Rechtgläubigkeit“ (S. 216) und „Sündenbock“ (S. 217) gelegentlich falsch; der erschwere Umstand, dass ein Vaternord in der Fastenzeit verübt wurde, ist ihm ein „pastorales aperçu“ (S. 84); „es ließen sich verschiedenste Gruppierungen annonciieren“ meint vielleicht, sie sollten unterweisend angesprochen werden (S. 43); „das individuelle Schicksal einer von ... Mangel geprägten Lebenssituation“ (S. 65) meint wohl das Schicksal des Einzelnen, der in eine solche Situation gerät; „nicht ohne Grund erscheint das Seelenheil daher als alleinwirksame Ursache der Selbstbezüglichkeit des Menschen“ (S. 78) meint vermutlich das Streben nach dem Seelenheil; „die Beschäftigung mit dem Autor und seinen Schilderungen auf der Grundlage standortbestimmender Faktoren ist nur aus dem Punkt erklärbar, wo die Gestaltungsebenen der Sinnbildung sich berühren“ (S. 46) – hier versagt die Exegese.

Das Buch wirkt in vielen Teilen unfertig und fragmentarisch: Erst nach wiederholten Nennungen erfährt man, beispielsweise, dass es sich bei den „die Ketzerprobleme in den deutschen Landen aufgreifenden Briefe *Vox in Rama*“ (S. 257 Anm. 365) um eine päpstliche Enzyklika handelt, die man gängig nach den MGH Epistolae zitiert (S. 273 Anm. 443). Dass sich Johannes von Winterthur bei der Darstellung des Hungerdiebstahls eines Mantels auf eine Episode aus der Franziskus-Vita des Thomas von Celano bezieht, wird behauptet (S. 92), ist anhand des

Textes jedoch nicht zu belegen; im „Fazit“ des Buchs wird daraus ein bewusstes Zurückgreifen „auf altes Legendenmaterial ..., das dem Willen der Ordensspitze gemäß aus dem Gemeinschaftsgedächtnis hätte gelöscht werden sollen“ (S. 278f.), eine Erklärung zur Rezeption der Viten Thomas' bleibt der Autor ebenso schuldig wie eine Interpretation der Textstelle oder eine Einbettung in die gesamte Chronik. Es erstaunt auch, Robert von Arbrissel unter den Predigern einer „ihren Enthusiasmus zur Schau stellenden kurzlebigen Ketzerwelle im 11./12. Jahrhundert“ (S. 260 mit Anm. 384) zu finden. Man gewinnt den Eindruck, hier hat niemand das Buch von Anfang bis Ende durchgelesen, bevor es zum Druck gebracht wurde.

Der Autor hat sehr viel aus einem sehr weiten Umkreis gelesen und eingebracht, das öfter vom Thema wegführt als hinführt. Unter den vielen gedanklichen Ansätzen finden sich durchaus interessante Anregungen, aber es ist mühsam, diese aus dem angehäuften Material, aus der sprunghaften und sprachlich oft unbeholfenen Darstellung zu schälen.

Wien

Andrea Sommerlechner

Christian ROHR, *Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrung im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit.* (Umwelthistorische Forschungen 4.) Böhlaus, Köln–Weimar–Wien 2007. 640 S., Abb.

Das vorliegende Werk wurde 2007 an der Kultur- und Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg als Habilitationsschrift approbiert und liegt nun überarbeitet, aber weitgehend ungekürzt, als Publikation vor. Bearbeitet werden Naturkatastrophen sowie extreme Naturereignisse, ihre Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung im Zeitraum von 1200 bis 1600. Die Studie, welche vom Verfasser selbst als kulturgeschichtlich (S. 17) definiert wird, ist in einer umwelthistorischen Reihe erschienen. Es stellt sich daher die Frage nach dem zugrundeliegenden Konzept von Natur. Ausführungen dazu sind sehr kurz gehalten. Lediglich im Kapitel III („Überlegungen zum Wesen von Naturkatastrophen aus kulturgeschichtlicher Perspektive“) wird unter III.2.2 „Das Verhältnis von Mensch und Natur nach dem System von Rolf Sprandel“ auf knappen zwei Seiten referiert. Abgesehen davon, dass das von der französischen Schule der *Annales* inspirierte „System“ von Sprandel bereits 1972 publiziert wurde und in der Umweltgeschichte keine Diskussion erfahren hat, wird selbiges auf den folgenden 600 Seiten des Buches auch nicht mehr weiter berücksichtigt. Rohr geht auf andere umwelthistorische Konzepte nicht ein und bietet auch der Leserin/dem Leser keine Einführung an, wie ein derartiges Thema anders als kulturgeschichtlich untersucht werden könnte, was angesichts der Reihe, in der das Werk veröffentlicht wurde, zu erwarten gewesen wäre.

Es wird zwar an verschiedenen Stellen auf naturwissenschaftliche Methodik, z. B. im Rahmen der Abhandlung zur Historischen Seismologie (S. 19–25), eingegangen, auch moderne naturwissenschaftliche Definitionen von „Überschwemmung“, „Lawine“ etc. werden geboten, die Naturwissenschaften an und für sich spielen aber ansonsten keine Rolle in der Studie. Materielle Geschichte ist nicht Thema.

Rohr rezipiert allerdings die klimahistorische Literatur umfänglich und kontextualisiert seine Arbeit diesbezüglich ausgezeichnet. Das Thema wird in elf Großkapiteln abgehandelt: In Kapitel I, der Einleitung, wird zu „Mensch und Naturkatastrophe“ eingeführt. Das II. Kapitel stellt „extreme Naturereignisse und Naturkatastrophen als Thema der historischen Forschung“ dar. Das III. stellt „Überlegungen zum Wesen von Naturkatastrophen aus kulturgeschichtlicher Perspektive“ an. Im IV. Kapitel stellt der Verfasser die Quellen vor, um dann im V. Kapitel in die eigentliche Thematik mit „Erdbeben im Ostalpenraum“ einzusteigen. Es folgen Kapitel VI mit „Bergstürzen und anderen Massenbewegungen“, Kapitel VII „Überschwemmungen“, Kapitel VIII „Lawinen“, Kapitel IX „Weitere extreme Witterungen“, Kapitel X „Tierplagen“ und Kapitel XI „Astrologische Katastrophen“. Schließlich folgt noch als XII. Kapitel ein Resümee.